

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 9

Artikel: Jazzband in Obstalden

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

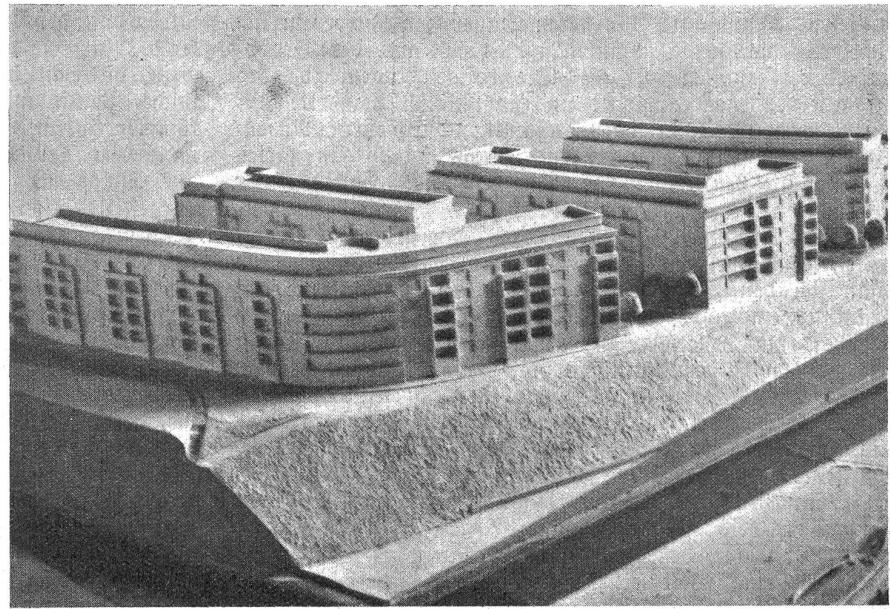
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

überzogen, naturfarbig oder pflanzengefärbt. Teppiche in verschiedener Größe und Technik zeigen, was auch auf diesem Gebiete von fachkundiger Hand alles geleistet werden kann. Weich und schön fallende Vorhänge kommen bei großen Fenstern besonders gut zur Geltung und ersetzen vielfach die Jalousieladen. Das Wesen der ganzen Wohnung ist auf Zweckmäßigkeit eingestellt. Das gilt auch für die Handwebarbeiten. Es handelt sich nicht um kunstgewerblichen Luxus, um unnötige Zierräume, vielmehr sollen die prächtigen Stoffe in mehrfacher Beziehung wirken, einmal rein nützlich und andererseits dem Auge angenehme Abwechslung bieten, so daß auch das sogenannte neue Wohnen nicht mehr kahl oder leer wirkt, vielmehr zur wunderbaren Kombination von Zweckmäßigkeit und Schönheit wird. Sämtliche Handwebarbeiten dieser Wohnausstellung stammen aus der Werkstatt von Elisabeth Keller, S. B., Finkengasse, Bern.

Es wäre vielleicht bei dieser Gelegenheit noch kurz auf einen Punkt hinzuweisen, der von vielen Besuchern mißverstanden wird. „Ja, es wäre schon recht“, sagen viele, „aber wir können uns doch nicht modern einrichten, wir haben noch alte Möbel und das geht nicht zusammen.“ Dazu ist zu sagen: Es geht doch zusammen. Gute alte und gute neue Möbel passen außerordentlich fein zueinander. Also wird man, wenn ein Stück zu ergänzen ist, das erwerben, was heutiger Anschauung, heutiger Erkenntnis entspricht, und so wird mit den Jahren eine Wohnung ganz von selbst „modern“, d. h. so wie sie eben nach unseren Bedürfnissen sein soll. Es wäre sehr nützlich, bei anderer Gelegenheit dies praktisch vorzudemonstrieren, um die Vorurteile zu bekämpfen, die nur Altes oder nur Neues gelassen lassen wollen. Alles ist im Fluss, wir werden nie unverrückbare Formen finden, es sei denn, wir hätten das Maximum an Zweckmäßigkeit, verbunden mit edler Linienführung und Farbe erreicht, und dann bleibt immer noch das Material zu diskutieren, das sich durch neue Forschungen und Erfahrungen zu Resultaten auswachsen kann, die wir uns heute noch nicht vorstellen können. -e-

Projekt der heute der Vollendung entgegengehenden Neubauten auf dem Areal der ehemaligen Deutschen Gesandtschaft. (Architekten Scherler & Berger.)

(Phot. E. Keller.)



und in Erinnerung an längst entchwundene Zeiten begeistert mit der Pflugschar durchgeht.

Heut' aber ist Heulen und Zähneklappern, als müßte gleich Pech und Schwefel auf uns niederfahren. Nur gemach, wir sind auch nicht blind und taub an den Ereignissen vorübergegangen. Da ist wohl keiner, der nicht aus seiner Gemütsruhe aufgeschreckt und nachdenklich geworden wäre! Wir wehren uns nur gegen pfäffische Nutzanwendung, wir wollen nicht pharisäerhaft auf Schuld und Sühne pochen, sondern den Spuren der vernichtenden Leben behutsam folgen und ohne vorschnelles Urteil erkunden, was Schicksal, was Verfehlung ist. Verbietet ihr das Feuer, weil irgendwo ein Brand ausbrach, Menschen und Tiere umklamen? Nein, ihr forscht nur füglich nach, ob höhere Gewalt, Fahrlässigkeit oder Lücke im Spiele war. Dem Blitz hingegen könnt ihr den Weg nicht vorschreiben. O heilige Einfalt! Das Nebel, Leute, heißt nicht Jazz! Dann noch eine Geigenfrage: Waret ihr wohl auch so oft zum Kurgarten geplagt bei den ach! so vertrauten, sanft detonierenden Klängen der „Einheimischen“, die nun einmal zu der überaus großen Gattung Musikanter gehören, von denen christlich milde gesagt ist: „Man bittet nicht auf die Spieler zu schiessen, sie tun, was sie können!“ Nicht zu reden von den lieben Kurgästen, die (können sie alle aus Raheburg!) heutzutage mit gelindem Natur- und Weinräuschen, mit heißamen Bädern und Wässerlein einfach nicht mehr zu stillen sind!

Das Rad der Zeit könnt ihr nicht rückwärts drehen, das Tempo des Lebens nicht aufhalten. Heda, ihr aufgescheuchten Spießer und Dudmäuser, laßt denn das grämliche Ziehen am Strang der Tugendbolde und Rostverächter, Schwarzseher und Splitterrichter! Hört lieber zu und vernehmt, was sich eigentlich begeben hat, wie das ewig junge, grausam schöne Leben spielt, während ihr mit gealterten Herzen und matten Sinnen euer eingespartes Büchsen Glück hegt!

Erstes Kapitel.

Jazzband in Obstalden. Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

Apostrophe.

Wer trägt die Schuld? Von Mund zu Mund geht die eifernde Frage. Scheele Blide fahnden nach Sündenböden und Schlachtopfern. Aber eitel Rechthaberei, nicht Gerechtigkeit ist's, wenn ihr Neunmalklugen entrüstet ausruft: „Da haben wir die Belohnung! Versteht sich, Jazzband mußte sein! Die Bürgermusik war ja nicht genug!“

Ehrlich gesprochen: Habt ihr euch nicht manchen lieben Sommerabend im Kurgarten, auf Tanzböden weidlich getummelt, mit schmunzelndem Behagen anerkannt: „Schneid, Schmid, Temperament haben die Kerls — das muß man ihnen lassen?“ Die „verteufelte“ Jazz ist euch ganz anders in die Glieder gefahren und selbst Gichtbrüchige haben mitunter Anwandlungen verspürt wie jener sentimentale Adergaul im Bilde, der angesichts einer vorübersausenden Jagd, beim Tone des Hifthorns jählings Jugendgefühle verspürt

Ein auferbaulicher Saisonbeginn! Kalenderfrei trafen die Eisheiligen ein. Der erste goß mit Kübeln, der zweite streute Flocken drein, der dritte sorgte für angemessenen Rumor, indem er dem ohnehin kurzgeschürzten Weibervolk ruchlos unter die Röcke fuhr, Regenschirme in Tulpen verwandelte, neue Frühlingshüte nach seinem Geschmack ummodellte oder tüflich durch die Gassen schleifte. Die hoch

gepriesene Baumblüte, für deren Dauer der Kurverein sich leichtfertig verbürgte, konnte nur noch aus der Frischperspektive genossen werden. Die rosige Augenweide lag auf allen Wegen verstreut und männlich wandelte auf diesem von Maikäferleichen anmutig durchsetzten Riesen-teppich. Selbst der nebelgraue See bekam so ein zartes Blütenmäntelchen umgehängt, ohne daß er sich darum heiter und dankbar gezeigt hätte.

Der Wirt zum „Goldenen Engel“, das grimmige Stadt-orakel, stand am Eingang seines neu verputzten Hauses und besah sich den Schaden, den er als eine ganz persönliche Kränkung empfand. Während der toten Zeit hatte er sich mehr als manche andere ins Zeug gelegt und keine Kosten gescheut, um es den künftigen Gästen recht und bequem zu machen. Nun mußte er zu seinem Verdruck feststellen, daß höhere Orts nicht das mindeste Einsehen für dergleichen Aufwendungen vorhanden war. Jeder Vorübergehende bekam seine Herzensmeinung gründlich zu hören.

„Ein prächtiges Wetter, was? Dafür hat man nun sein gutes Geld hinausgeschmissen!“ Wehe dem empfindsamen Wanderer, der ahnungslos vernahm, was das überhaupt für eine Welt sei! Er konnte vor Schreck über die grausigen Lästerungen in die schönste Pfütze geraten. Der biedere Hafenmeister zum Beispiel, der mit einem nichts-nützigen „Noch nicht aller Tage Abend“ wider den Stachel läßt, mußte ein wüstes Donnerwetter über sich ergehen lassen. „Ha, du hast gut reden, olles Ramuff! Ob du ein paar Schiffe mehr oder weniger anseilst, — dir ist das schnorzt. Du hast dein bombensicheres fiskalisches Fett. Aber ich? Was fang ich an, wenn's wieder so wie letztes Jahr die ganze Saison nur so heruntersekt? Das Finanzamt wird mir schwerlich unter die Arme greifen. Eher saugt es mir noch das letzte bißchen Mark aus den Knochen!“

Am schlimmsten kam jedoch ein Tripplein netter Mädchens weg, Marke „höhere Töchter“, tiptopp aufgezogen, munter und unternehmungslustig wie Schneden nach dem Gewitterregen. Der Engelwirt zog eine sauerföhne Miene: Die Sorte behagte ihm schon gar nicht. Verschämte, bezopfte Trachtenkinder wären ihm lieber gewesen. Tha, diese lächerlichen Großstadttaffen! Auch eine Attraktion! Der zünftige Meteorologe, der auf gottweiß welch liederliche Weise herausknobelte, daß Obstalde jährlich — sage und schreibe — zweitausend Stunden Sonnenschein und „nur“ hundert-dreizig Regentage aufweise, mußte bei seinen Berechnungen entschieden zu tief in die Augen dieser lockeren Feindsige geblitzen haben!

Das leichtsinnige Geschwader nahm Richtung Kurhaus. Da war's natürlich nicht schwer, zu erraten, was sie im Silde führten. Als alter Schwede sagte er's ihnen gleich auf den Kopf zu.

„Aha, jetzt geht's zur Jazzband, versteht sich. Eure wegen hat man sie ja kommen lassen. Für die Kurgäste war's nicht nötig gewesen. Bewahre, die danken nämlich ihrem Herrgott, wenn sie den blödsinnigen Radau 'n paar Tage los sind! Ihr dagegen braucht Blues, Foxtrott und Charleston, was?“ Er verrentete die Beine und wackelte unflätig, was alles nur schallende Heiterkeit erregte. „Teurer Spaß! Kostet uns nur zehntausend Märker, den Hirnschaden nicht gerechnet.“

So lauter die „Affen“ kreischten, desto mehr erhitzte sich der Unglücksprophet.

„Die Herren Eltern können sich auf allerhand gefaßt machen, garantiert! Schön in die Nesseln gesetzt! Über natürlich — Obstalde soll ja mit Teufelsgewalt Weltbad werden! „Dunkler Anzug erwünscht.“ Man lachte sich schief. „Nächstens werden wir noch 'ne Spielbank aufmachen. Fortschritt nennt sich das, ich sage dem anders!“

In seinem gerechten Zorn machte er keinen Hehl daraus, aber wie anstößig das Wort auch klang — die vergnügte Horde quittierte wiederum mit einer so tollen Lach-

salve, daß der Maulwurf sich wütend in seinen Bau verkroch. Auch die Mädchen bekamen plötzlich kalte Füße. Wer weiß, vielleicht hatte die Tanzmusik schon angefangen und solche Versäumnis wollte sich denn doch keine zuschulden kommen lassen. Im Gehen erzählte Mie, das blonde Oberhaupt der Truppe, einzige Tochter des Generals von Beust auf Schloß Windegg: „Denkt euch, sie sind mir alle schon vorgestellt! Ich war doch gestern zufällig im Kurhaus, als sie probten. Todsich! — Könnt mir's glauben. Der Saxophonist, schon ein bißchen spetig zwar, aber unglaublich rasiig, mit Augen, na — ich kann euch sagen! Der reinste Nigger! Dann der Banjospieler, lange Latte, furchtbar vornehm, wie so'n stellenlosen Großfürst. Und erst der Schlagzeuger — Kinder! Einfach süß. Stellt euch vor: nicht größer wie ich, dabei so fed, blutjung und geschniegelt ... ach, herrie! Der wird dir sicher am besten gefallen, Hertha, wetten, daß? wandte sie sich plötzlich sehr verlegen an ihre Herzensfreundin, eine hochgewachsene Brünette, die weit über ihre siebzehn Jahre ernst und gefaßt aussah. Hertha Schuster war in Amerika aufgewachsen und galt allen andern als Vorbild der feinen Lebensart. In ihren Mundwinkeln zuckte es verächtlich.

„Keine Angst, ich werde dir sicher nicht in die Quere kommen!“

Die andere lachte übertrieben.

„Ah, Gott, das kennen wir nun schon! Du bist ja so etepetete, daß du dich wohl überhaupt nie verliebst. Und möchtest doch so schrecklich gerne wissen, wie's dabei zugeht, nicht wahr?“

„Du hast dich ja schon verplappert, Mie! Also, Kinder! Hände weg vom Schlagzeugmännle! Ich will mir mal den stellenlosen Großfürsten näher ansehen!“ neigte Friedel Dorn, von klein und groß nur „Struppchen“ genannt, weil sie über eine regelrechte Bassstimme verfügte, einen mehr als bühnischen Publikus und entsprechend burleskose Manieren am Leibe hatte. Doch dank ihrer fröhlichen Redheit mochten die „höheren“ Freundinnen sie recht gut leiden, obgleich Vater Dorn sozusagen das blutigste Handwerk trieb und das Transchiermesser auch heute noch unermüdlich handhabte, wo seine Burschen schon den halben Bezirk mit Fleisch und Wurstwaren versorgten.

Dann war da noch Rita Süßkind, das Riesenfräulein, die von den andern viel ausstehen mußte, einmal, weil sie mehr in die Breite als in die Höhe gedieh, besonders aber ihrer verschämten Armut wegen, aus der ihr der Stachel des Neides erwuchs. Tochter einer kleinen Beamtenwitwe, konnte sie keine großen Sprünge machen, wollte indes überall mittun, was zur Folge hatte, daß sie sich viele Blößen gab und peinliche Zurücksetzungen erlitt. Zu den seelischen kamen noch die leiblichen Hungerqualen, da sie höchstens die Hälfte dessen bekam, wonach sie Verlangen trug, ja sie mußte überdies noch entsetzlich viel turnen, schwimmen und Hausarbeit verrichten, um dem drohenden Fluch der Fettsucht zu entgehen. Ach, auch in der Liebe war ihr das tüddle Fleisch hinderlich. Immer schnappten ihr die leichtsinnigen, leichtherzigen Freundinnen das Beste vor der Nase weg. Und warum? War sie denn nicht trotz ihren hundertfünfzig Pfund eine ganz passable Erscheinung, gerade jetzt, wo vollschlanke gottlob wieder Mode wurde?

„Sei nur nicht traurig, Rita! Vielleicht, daß dir der Klimperinski gefällt. Er ist zwar ein bißchen triefäugig, trägt eine fettglänzende Samtjacke, lange Haare und sieht überhaupt etwas verkommen aus. Dafür spielt er aber zum Heulen schön!“ höhnte die bildhübsche Mie in der grausamen Art der Bevorzugten, die ihr Selbstgefühl gern in der Demütigung Minderbegabter auskosten. Es wäre trockener Regen und Wind fast zu einer Straßenschlacht gekommen. Die anderen mußten alle Beredsamkeit aufbieten, um das tobende Elefantentüden zu beruhigen und zu verhüten, daß es stracks nach Hause lief und sich heulend ins Bett legte.

„Um Gotteswillen, Rita! Hast du vergessen? Morgen ist Wiegetag. Da mußt du doch heut' noch tüchtig tanzen. Im Bett nimmst du gleich wieder 'n Kilo zu!“ rief Struppchen so überzeugt, daß selbst die Gefoppte das Lachen nicht verbeissen konnte.

Diese vier also, unbestritten die Blüte des Obstaldener Mädchenkranzes, zogen jetzt voll hochgespannter Erwartung auf Abenteuer aus, gegen alle kleinstädtischen Kopfshüttler fest entschlossen, dem Zug der Zeit zu folgen, die Sendlinge der großen Welt mit Enthusiasmus zu empfangen. Ihr Erscheinen im Kursaal bewirkte allgemeine Befriedigung. Besonders die einheimische Jungmannschaft atmete erleichtert auf, nicht ahnend, daß sie schon halbwegs außer Kurs gesetzt war und bei den Huldinnen wenig mehr zu melden hatte. Allerdings konnte man die langweiligen Laffen auch jetzt noch nicht völlig entbehren. Vorerst bedurfte man ihrer noch, um mit Glanz an den eigentlichen Helden des Kurhauses vorbeizuhüpfen.

Auf der Schwelle hielt die Corona verstohlen Umschau, dann lief jede in anderer Richtung davon, um im Schutze von Eltern und Geschwistern aller Freuden eines modernen Tanzes teilhaftig zu werden. Endlich war man ja auch in Obstalden völlig auf der Höhe! O Gott, wie närrisch quirlte, gluckste, schluchzte und heulte das Saxophon, wie süß zirpte, schmachtete das Banjo, wie hell schmetterten die Trompeten, wie ohrbetäubend ratterte, rasselte, wirbelte das Schlagzeug und vollends die rasenden Läufe des schwarzähnlichen Klavierlöwen fuhren einem wahrhaft gleich pritselnden Schauern über den Rücken! Welch kostlicher Aufruhr im ganzen Saale, Welch seliges Zucken in allen Gliedern! Da waren sicher nur wenige, die dachten: „Freunde, nicht diese Töne!“ Auf die Dauer gab es einfach kein Widerstreben, denn das besondere Kennzeichen dieser Musik war: hinreichend! Am meisten imponierte der jungen Welt jedoch Art und Haltung der Spieler. Wahrlieb, einziger der Pianist gehörte offenbar noch der alten Schule an. Die anderen, nur in Hemd und Hose, sahen aus, als mühten sie die Töne erspringen, aus dem Boden stampfen, dem Publikum um die Ohren zu hauen. Die glichen in keinem Zuge mehr den schmachlockigen Träumern von ehedem, die sommernächtlich schwärzende herumzogen, den Mond angeigten, und der Heimlichgeliebten sinnige Ständchen brachten. Eher machten sie den Eindruck, als ob sie den Mond für einen Trainingsball, die süßen Mädel als willkommenes Freiwild ansäßen! Den brausenden Beifall der Obstaldener Bürgerschaft nahmen sie als etwas ganz Selbstverständliches hin. Der Kapellmeister klapperte den Oberkörper zweimal rasch vornüber und seine würdevolle Miene verkündete klar: „Bloß keine Aufregung, Herrschaften! Wir tun's ja nur des geliebten Geldes willen!“ Es stellte sich nämlich bald heraus, daß sie lediglich durch Mißgeschick in dieses windige Nest verschlagen wurden. Letzten Sommer hatten sie nobabene in Baden-Baden gejazzt und winters war Berlin ihr Tummelplatz. —

Die scharmante Mie saß, wenn sie nicht gerade tanzte, am Tisch der Honoratioren neben ihrer mißvergnügten Mutter und bewunderte für sich allein die Behendigkeit des eleganten Schlagzeugers, der mindestens ein halb Dutzend Instrumente handhabte und dabei immer noch Zeit fand, ihr verfängliche Blicke zuzuwerfen. Wirklich ein unglaublich feder Mensch! In der Pause war sie (bitte sehr) ganz zufällig hinausgegangen, um etwas frische Luft zu schöpfen: da hatte er die Rührung besessen, ihr vertraulich lächelnd in den Weg zu treten und betörende Komplimente über ihre Tanzerei zu machen. So viele junge Damen er in Berlin, St. Moritz, Ostende schon beobachtet habe, graziöser sei ihm noch keine vorgekommen. Es war zum Davonlaufen! Das tat sie denn auch. Sie konnte das herzbelebende Geheimnis keine Sekunde für sich behalten. Fünf Minuten später wußten es all ihre Vertrauten, einzig die Mutter

ausgenommen, die nun einmal kein Verständnis für Jazz besaß, lieber einen Straußwalzer oder eine „gute, alte Ouverture“ gehört hätte und überhaupt auf ganz gewöhnliche Musik erpicht war. Hertha Schuster hatte hochmütig die Nase gerümpft und bemerkt, solch plumpe Annäherungen dürfe sich ein anständiges Mädchen allerdings nicht bieten lassen. Struppchen wiederum war entschieden dafür und riet „spazeshalber“ zu weiterer Fühlungnahme. Das Riesenfräulein hingegen nahm die frohe Botschaft in einer Weise entgegen, daß ihr leibliches Mißgeschick sehr nachteilig auf ihren Charakter einwirkte. (Fortsetzung folgt.)

Eine gelehrte oder eine intelligente Frau?

Welcher Mann möchte sich nach anstrengender Verstandesarbeit noch mit einem unerschöpflichen Konversationslexikon zu Tische setzen oder einer Paragraphenkartotheke oder gar einer Apotheker? Das alles haben diese gelehrten Frauen, die allzusehr von ihren Berufen absorbiert werden, in sich, statt ein mitfühlendes Herz. Nur nichts Eigenes. Verstandesschulung auf Kosten einer Herzensbildung ist keine gesunde Basis für eine Ehe. Der Mann sucht nun einmal bei der Frau das was ihm fehlt, was er entbehrte — Herz und Gemüt. Aber weniger jene Frau mit der kurzen, guten Intelligenz, die gerade reicht, eine Seezunge von einer Scholle zu unterscheiden, als eine Lebensgefährtin, deren Herz und Verstand harmonisch ausgebildet sind, keine vielwissende Frau, sondern eine weise Frau, die in ihm aufgeht, statt in einem kräfteraubenden Beruf, die sich für ihn betätigt, für seine Pläne, Ziele, Gedanken und Erfolge begeistert und daran teilnimmt, ihm hilft als zuverlässiger Kamerad das Gute wie das Böse zu tragen und deren Treue sich auch in den alltäglichsten Dingen bewährt. — Jene gelehrte Frau, die dies nicht zu geben vermag, heirate einen Gigolo, was zu ihr paßt. Für die Ehe taugt nur die liebesfähige, seelisch und körperlich gesunde, mütterliche Frau, die bereit ist, mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit die Aufgabe auf sich zu nehmen und zu lösen. -m-

Rundschau.

Vorspiel in Berlin.

Im Karl Liebknecht-Haus findet die Polizei ein umfangreiches Waffenlager und eine Unmenge Propagandaliteratur. Gleichzeitig entdeckt sie ein Labyrinth von unterirdischen Gängen, die in entfernte Straßen münden, und nun weiß sie, warum bei so manchen Verfolgungen die Flüchtlinge spurlos verschwinden, und warum Haussuchungen so oft ergebnislos verliefen. Dies war vor einigen Tagen. Am letzten Montag wurde das Reichstagsgebäude in Brand gesteckt; der Mittelbau, der große Sitzungssaal, ist zerstört; kein großes Kunstwerk, aber ein Symbol des Parlamentarismus, liegt in Asche. Man hat viele Kommunisten verhaftet; der erste Festgenommene, ein Holländer, gestand mit aller Einfertigkeit, der Täter zu sein. Über mit Sicherheit ist vorauszusehen, daß die kommunistische Partei behaupten wird, die unsinnige Tat am Vorabend der Wahlen sei das Werk von „agents provocateurs“, und die Brandstifter seien gekaufte Gesellen Hitlers. Es wäre wirklich nicht einzusehen, was die Jünger Moskaus mit solchen Terrorarten gewinnen könnten, und entweder ist die Tat als ein Ausdruck letzter Verzweiflung vor dem bitteren Ende zu werten, oder — andere haben sie